

Frankenberger Tageblatt

Begründet 1842.

Bezirks-Anzeiger

65. Jahrgang.

Amtsblatt für die Königliche Amtshauptmannschaft Flöha, das Königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Frankenberg i. Sa.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Rothberg in Frankenberg i. Sa. — Druck und Verlag von E. W. Rothberg in Frankenberg i. Sa.

Erkenntnis an jedem Wochentag abends für den folgenden Tag. Bezugspreis vierteljährlich 1 A 50 S, monatlich 50 S. Erdgerichte extra. — Einzelnummern lausenden Monats 5 S, früherer Monate 10 S. **Bestellungen** werden in unserer Geschäftsstelle, von den Boten und Ausgabehelfern, sowie von allen Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs angenommen; ferner dem Auslande Besondere wöchentlich unter Kreuzband.

Ankündigungen sind rechtzeitig anzugeben, und zwar größere Inserate bis 9 Uhr vormittags, kleinere bis spätestens 11 Uhr mittags des jeweiligen Ausgabestages. **Für Aufnahme von Anzeigen** an bestimmter Stelle kann eine Garantie nicht übernommen werden. — 61. **Telegramme:** Tageblatt Frankenberg-Flöha.

Anzeigenpreis: Die 6-gesp. Zeile oder deren Raum 15 S, bei Lokal-Anzeigen 12 S; im amtlichen Teil pro Zeile 40 S; „Eingekauft“ im Redaktionsstempel 30 S. Für schwierigen und tabellarischen Satz Ausschlag, für Wiederholungsabdruck Ermäßigung nach feststehendem Tarif. Für Nachweis und Chiffren-Annahme werden 25 S Extragebühr berechnet. **Inseraten-Annahme** auch durch alle deutschen Annoncen-Expeditoren.

Abonnements auf das Tageblatt

auf den Monat Januar nehmen unsere Tageblattausdräger und unsere bekannten Ausgabehelfern in Stadt und Land, sowie alle Postanstalten noch entgegen.

Nach Orten außerhalb des deutschen Reiches und Oesterreichs, soweit solche im Gebiete des Weltpostvereins liegen, geschieht der Versand unseres Tageblattes mit wöchentlichen Kreuzbandsendungen von uns unter Voranschlag von 2 M. — W. per Vierteljahr.

Alle, welche noch Gemeindeanlagen oder Schulgeld auf das Jahr 1905 in Rückstand gelassen haben, werden des Rechnungsabchlusses wegen hierdurch zur Zahlung mit dem Bemerkten aufgefordert, daß sofort nach dem 20. Januar dieses Jahres gegen alle Reklaman das Zwangs-vollstreckungsverfahren eingeleitet werden wird.
Frankenberg, den 8. Januar 1906.

Der Stadtrat.

Das Marokko-Weißbuch.

Man wird nicht behaupten können, daß das von der Reichsregierung herausgegebene Weißbuch über die Marokkofrage Aufsehen erregt hätte. Es fand nur allgemeine Beachtung und unterliegt nunmehr der allgemeinen Kritik in der Presse des In- und Auslandes. Wie scharf die „Zgl. Wsch.“ dabei mit der französischen Regierung ins Gericht ging, erwähnten wir bereits gestern. Bei aller Würdigung der Klarheit in der Abfassung, die keinen Zweifel über Deutschlands Ziele läßt, darf die Bedeutung des Schriftwerkes doch weder über- noch unterschätzt werden. Man wird es jedenfalls dieser Anzahl von diplomatischen Urkunden lassen müssen, daß sie in einer absolut nicht zu beanstandenden Weise den deutschen Standpunkt gerechtfertigt und dadurch der französischen Diplomatie eine schwere Niederlage beigebracht hat. Das aber ist für uns Deutsche ein Punkt, den wir nicht übersehen dürfen, denn er liefert uns den für das sittliche Empfinden unseres Volkes nötigen Nachweis der absoluten Gerechtigkeit unseres Anspruchs — und die Gerechtigkeit ist, auch im internationalen Verkehr der Völker untereinander, ein nicht zu unterschätzender Bundesgenosse. Und dieses Moment möchten wir als die Hauptbünde betrachten, trotzdem das Weißbuch auch zwei Elemente des Reichskanzlers nach Paris vom 12. und 16. Juli enthält, in denen er sich über die Aufgaben der Konferenz ausspricht. Er betont darin, „daß auf dem Gebiete der Polizei notwendigen Reformen seien international festzustellen und zeitlich zu beschränken, die Finanzreformen müßten gleichfalls international behandelt werden, die wirtschaftliche Erschließung Marokkos habe unter voller Beachtung des Grundgesetzes der offenen Märkte zu erfolgen“.

Die betreffenden Erlasse bieten einen Einblick darin, wie man deutschseits über die Behandlung der Frage in Algerien denkt und wohnin man zu steuern beabsichtigt. Ob es uns gelingen wird, auf diesem Wege der Gleichberechtigung aller Interessen in Marokko zu wesentlichen Ergebnissen zu gelangen, muß die Zeit lehren. Wie dürfen wohl erwarten, daß unsere Diplomatie auch für den anderen Fall noch Vorteile im Röcher haben wird, und es ist selbstverständlich, daß sie für die Entscheidung aufspart und nicht vorher verrät. Die beiden Erlasse des Reichskanzlers bedeuten jetzt wohl das Äußerste, was über die deutschen Absichten gesagt werden kann.

Nach dieses Weißbuch zeigt, wie groß der Abstand ist, der

die deutsche Auffassung in der marokkanischen Frage von der französischen trennt. Es empfiehlt sich jetzt, diesen Abstand zu betonen angesichts des allgemeinen Bestrebens in der Öffentlichkeit, den Ernst der Lage zu verküpfen. Die Haltung der deutschen Regierung deutet nicht darauf, daß sie eine Sache, für die sie bereit eingetreten ist, wie für die marokkanische Angelegenheit, leichten Kaufes fahren lassen wird. Man darf hoffen, daß sie im Gegenteil mit der äußersten Fähigkeit ihren Standpunkt wahren wird. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß die Dinge auch heute noch nicht viel anders liegen, als zur Zeit des 16. Juni, ihrer kritischsten Wendung. Denn Rowier ist nach seinem Gelübde und nach allem, wie er sich sonst gibt, nur ein Delcassé in neuer Auflage. Daß er jedoch viel „verdeckt“ wäre, wird man füglich nicht behaupten können.

h. Paris. Bei der Besprechung des deutschen Weißbuches in der Presse wird die Wahrscheinlichkeit des Sultans von Marokko von den meisten Blättern bezweifelt. Auch wird es merkwürdig gefunden, daß Bülow über den Kopf Delcassés durch Vertrauenspersonen von Rowiers persönlicher Gesinnungen unterrichtet gewesen ist. Der allgemeine Eindruck geht dahin, daß die Situation jetzt gebessert erscheint, weil gegenwärtig von italienischer und österreichischer Seite zwischen Berlin und Paris vermittelt werde, um Frankreich die leitende Stellung in den zu errichtenden Polizei- und Zollstationen, sowie in der zu gründenden Bank zu sichern. Aber die Zusammensetzung der betreffenden Missionen bereite, so heißt es, noch Schwierigkeiten.

h. London. Die professionellen Jingo-Organen ausgenommen, wird das Weißbuch von der englischen Presse in gemäßigter, zum Teil sogar freundlicher Weise besprochen. Das große Unionistenorgan, der „Daily Telegraph“, erklärt, die deutsche Regierung habe es mit peinlicher Sorgfalt redigiert und sich Mühe gegeben, ihre Behauptungen zu Frankreich nicht zu verschlimmern. Für Bülow und den Minister des Äußeren verdienten hierfür die herzlichsten Dank Europas und würden ihn auch erhalten. Das liberale Organ, die „Daily News“, drückt sich noch secundärer aus. Sie erklärt, das Weißbuch stelle den deutschen Fall sehr billig dar, es sei nicht richtig, daß die Deutschen keinen Grund zur Beschwerde hätten.

Vom Reichstag.

16. Sitzung am 9. Januar 1906.

Das Haus ist schwach besetzt. Auf der Tagesordnung steht die erste Lesung der den Reichsfinanzreform-Gesetzentwurf begleitenden Steuererlässe.

Reichstagspräsident v. Stengel richtet an die verschiedenen Parteien im Hause die Bitte, es möchte von ihnen vermieden werden, sich schon in diesem Stadium der Verhandlungen definitiv festzulegen. Er hoffe noch immer, daß es gelingen werde, zu einer Verständigung zwischen dem Hause und der Regierung zu gelangen.

Speck (Ztr.) erklärt gegenüber den neuen Steuerorschlägen größte Vorsicht für geboten. Einmal, weil man die Reformen aus den neuen höheren Zöllen nicht zu überschauen vermöge, und sodann, weil einmal bewilligte neue Steuern vom Reichstage nicht mehr rückgängig gemacht werden könnten. Besonders werde in der Kommission auch zu prüfen sein, ob wirklich mit einem Mehrbedarf von 250 Millionen gerechnet werden müsse, wie dies von den Regierungen angenommen werde. Auf Vorrat dürften Einnahmen jedenfalls nicht bewilligt werden. Seine Freunde würden daher keine Maß mehr bewilligen, als unbedingt nötig sei, und seine Partei würde in der Kommission auf genaue statistische Aufstellungen über den voraussichtlichen Bedarf bestehen. Mit den zahlreichen neuen Steuerorschlägen sei es zweifellos gelungen, möglichst viele Schultern heranzuziehen. Ob es aber gelungen sei, die Belastung auch der schwachen Schultern zu vermindern, das erscheine mindestens zweifelhaft. Kamentlich soweit der Luitungstempel und der Fahrkartenstempel in Betracht kämen. In der gegenwärtigen Form sei jedenfalls die härtere Herausziehung des Tabaks unannehmbar. Ebenso stehe der starken Erhöhung des Tabakzollens das Bedenken entgegen, daß durch den Anstieg des Konsums getroffen werde. Was die Biersteuer-Vorschläge betreffe, so sei ja die geplante Staffelung ein gesunder Gedanke. Aber die Staffelung sei kein genügendes Äquivalent für die außerordentlich starke Erhöhung der Biersteuer. Von allen Steuern, um die es sich hier handelt, eignet sich keine so sehr, wie gerade die Erbschaftsteuer, um als Einnahmequelle für das Reich nutzbar gemacht zu werden. Als unerlässlich bezeichnet Redner dann nochmals die Besteuerung großer Erbschaften an direkte Descendenten. Diese Steuer zu unterlassen, sei geradezu Wasser auf die Mühle der Sozialdemokraten.

Das Majorat.

Roman von Ernst August Köhler.

(L. Fortsetzung) (Schlußwort vorbehalten.)
Doktor Graumann spielte mit seiner Dose, die er rastlos in den Händen, wohlgepflegten Händen drehte, unter den schüchternen Frauen hervor trat dann und wann ein lauernder Blick das ernste, eulische Gesicht des Advokaten.
„Etwas ich weiß, hat Dogobert von Dornborn vor etwa zehn oder elf Jahren in einer Kauferei das Unglück gehabt, einem Menschen zu läten“, sagte er, „er mußte deshalb flüchten, seinem Onkel kann also nicht der Vorwurf gemacht werden, daß es in seiner Absicht gelegen habe, den unheimlichen Erben zu beseitigen.“
„Die Sache ist noch nicht aufgeklärt“, sagte Steinfelder achselzuckend, „meine Ermittlungen haben ergeben, daß damals kein Verbrechen vorlag, sondern nur eine Verwundung vorlag, und ich vermutete, daß meinen Neffen im ersten furchterregenden Augenblick der Bestürzung nur die Wahl zwischen der Auswanderung und der Verhaftung gestellt wurde. Es mag sein, daß Sie keine Absicht entbeden können oder wollen, ich aber sehe sie und halte an meinen Vermutungen fest, die nach meiner Anschauung seiner weiteren Erklärung bedürfen.“
„Und was haben diese Anschauungen und Vermutungen mit meiner Patientin zu schaffen?“ fragte der Arzt unwirsch. „Mich kümmern die Familienverhältnisse meiner Patientin nicht.“
„In diesem Falle doch!“ unterbrach der Advokat ihn mit entschlossener Bestimmtheit. „Ich zweifle an der Selbstbeherrschung meiner Schwester, ich werde der Staatsanwaltschaft meine Gründe für diese Zweifel berichten und strenge Untersuchung fordern! Die Gründe sind so schwerwiegend, daß ihnen Folge gegeben werden muß, und von dem Gutachten der Ärzte erwarte ich die sofortige Erfüllung meiner Forderung.“
Der Doktor hatte sich von seinem Sitz erhoben, seine Frauen zogen sich drohend zusammen, mit großen Schritten durchwachte er einigemal das Zimmer, um seiner Erregung Herr zu werden.
„Der Untersuchung, mit der Sie mir drohen, kann ich mit aller Ruhe entgegensehen“, sagte er nach einer Pause, „es wäre besser gewesen, Sie hätten diese Drohung und auch diese beleidigenden Zweifel nicht ausgesprochen. Solche Beleidigungen erwidern nur, und wollte ich nun mit derselben Gehässigkeit Ihnen entgegenzutreten, so würde ich Ihnen viel Arbeit und Ärger bereiten, ohne daß Sie Ihren Zweck erreichten. Die Frau Baronin ist noch nicht völlig geheilt, sie ist allerdings ruhiger geworden, aber große Aufregungen können einen Rückfall herbeiführen, und

diese Aufregungen sind unvermeidlich, sobald sie sich wieder drauhen befindet. Als Arzt muß ich mich dieser Entlassung widersetzen, als Mensch kann ich sie zugeben, wenn ich die Gewißheit habe, daß meine Patientin drauhen Schutz und Hilfe findet.“
„Diese Gewißheit gebe ich Ihnen.“
„Ich weiß das“, fuhr der Doktor, ihn unterbrechend fort, „ich komme Ihnen mit Vertrauen entgegen, obwohl Sie mich ohne Grund in beleidigender Weise angefallen. Wenn die Familienverhältnisse so liegen, wie Sie diese geschildert haben, dann täten Sie besser, Ihre Schwester hier zu lassen, sie ist hier keinen Verfolgungen ausgesetzt und in jeder Weise gut aufgehoben. Sie könnten unterdessen in Ihrem Namen den Kampf allein ausfechten, ihr bleiben dadurch Anstrengungen erspart.“
„Und meine unglückliche Schwester bliebe eine Gefangene?“ erwiderte der Rechtsanwalt toposchüttelnd. „Ich kann mir denken, wie sehr sie sich nach ihr sehnt, ich werde nicht ruhen.“
„Nun, wie Sie wollen!“ unterbrach der Arzt ihn abermals. „Als Bruder sind Sie der natürliche Vormund Ihrer Schwester, und ich für meine Person habe keine Lust, mich in Prozesse einzulassen und mir ohne Not Ärger zu verschaffen. Andererseits aber warne ich Sie ernstlich vor öffentlichen Äußerungen und Behauptungen, die meine Anwalt in Mißkredit bringen können, ich bin mir bewußt, daß ich nur meine Pflicht getan habe, und daß meine Patientin mir Dank schuldet für die aufopfernde Liebe, mit der ich mich ihrer annehme. Wie gesagt, ich kann die Baronin entlassen, weil ich weiß, daß sie unter Ihrem Schutze stehen wird, aber ich fühle mich auch verpflichtet, Sie auf die schwere Verantwortung aufmerksam zu machen.“
„Diese Verantwortung macht mir keine Sorge“, sagte der Advokat, den kühlen, entschlossenen Ton noch immer beibehaltend. „Ich wünsche, daß die Entlassung heute noch erfolgt.“
„Weshalb so eilig?“
„Weil ich heute noch meine Rückreise antreten muß, auf der meine Schwester mich begleiten soll.“
Der Arzt stand eine Weile im Nachdenken versunken, der Ausdruck seines Gesichtes ließ nur zu deutlich erkennen, daß die Kunde, die er zeigte, erregung war.
„Kommen Sie mit“, sagte er endlich, und Steinfelder folgte ihm ohne Zögern.
Sie durchschritt einige Korridore, dann blieb der Arzt vor einer Tür stehen.
„Sie werden sich überzeugen, daß dieses Haus kein Gefängnis ist“, sagte er spöttisch, indem er antwortete, „die Tür ist unverschlossen.“
Im nächsten Augenblick stand der Rechtsanwalt seiner

Schwester gegenüber; sie hatte sich von ihrem Sitz erhoben, Mißtrauen spiegelte sich in dem Blick, mit dem sie ihn betrachtete.
„Kennst Du mich nicht mehr, Gumbel?“ fragte er, die Arme ausbreitend.
Ein Freudenschrei entfuhr ihren Lippen, sie eilte an seine Brust und hielt ihn fest umschlungen.
„Endlich kommst Du!“ sagte sie mit bebender Stimme. „Wie lange hast Du mich vergeblich warten lassen, teurer Bruder! Aber nun nimmst Du mich mit, nicht wahr? Fort aus diesem Gefängnis, hinaus in die Freiheit, damit ich nach meinem Kinde forschen und meine Rechte sichern kann!“
„Ja, Du sollst mich begleiten, heute noch“, erwiderte er, indem er sich in der Zelle umschaute.
Er mochte sich diese Zelle wohl anders vorgestellt haben, denn Erkennen spiegelte sich in seinen Zügen, als er sah, wie freundlich und komfortabel sie ausgestattet war.
Fragen Sie die gnädige Frau, ob sie über irgend etwas Beschwerde zu führen habe“, sagte der Arzt. „Sie kann sich nur darüber beklagen, daß ihr die Freiheit entzogen wurde, das aber war nicht abzuwenden, ihre Gemütskrankheit machte es notwendig, und ohne die Pflege in diesem Gefängnis würde sie vielleicht jetzt nicht mehr unter den Lebenden sein.“
Ein zürnender Blick traf ihn aus den Augen der Baronin.
„Vor einer Stunde haben Sie mir die erbärmliche Entlassung noch verweigert“, erwiderte sie vorwurfsvoll.
„Weil Sie niemand hatten, dessen Schutze ich Sie übergeben konnte! Nun, da Ihr Herr Bruder diesen Schutz und auch die Verantwortung übernehmen will, bin ich, wenn auch mit schweren Bedenken, bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen.“
„So kann meine Schwester augenblicklich dieses Haus verlassen?“ fragte der Rechtsanwalt. „Mein Wagen wartet vor der Tür, und viel Gepäck wird die Frau Baronin nicht haben.“
„Nein“, unterbrach sie ihn freudig erregt. „In einer Viertelstunde kann ich fertig sein. Ich beschwere mich nur über die Entziehung meiner Freiheit, zu einer anderen Beschwerde habe ich keine Ursache, im Gegenteil, ich erkenne dankbar an, daß der Herr Doktor alles aufgegeben hat, mir den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen.“
„Sie hören es!“ sagte der Arzt, der bedächtig eine Zigarre genommen hatte, „ich hoffe, daß Sie es nicht vergessen und fortan besser über mich urteilen werden. Sie aber, gnädige Frau, warne ich vor großen Aufregungen, Ihre Nerven sind sehr empfindsam, ein Rückfall in das alte Leiden liegt auch heute noch in der Möglichkeit. Sie können gehen, wenn es Ihnen beliebt.“
(Fortsetzung folgt.)